

Irene die Unbekannte [Fortsetzung]

Autor(en): **Cahuet, Albéric**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 13

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Roman von
Albéric Cahuet
Autorisierte
Uebersetzung von
Alfred Graber

Lirene

die Unbekannte

Copyright by A. Graber, Zürich 1934

Neuereitretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Ein Segelkutter, der zwischen Moorea und Tahiti verkehrt, und dessen ganze Besatzung in dem Besitzer und Kapitän besteht, wird während eines Sturmes seines Mastes beraubt. Der fallende Mast erschlägt den Kapitän. Die beiden Passagiere, die sich nicht kennen, treiben einen Tag und eine Nacht steuerlos auf offener See. Die Frau in ihrer Hilflosigkeit ist dem Mann, der sie begehrt, gänzlich ausgeliefert. Sie rächt sich, indem sie ihm mit einem Dolch eine Brustwunde beibringt, die ihn aber nicht ernstlich verletzt. Darauf flieht sie mit dem Rettungsboot und wird von einer Yacht aufgenommen. Der Mann verzichtet auf die Rettung durch das nämliche Schiff, auf dem er die Frau weiß, für die er Liebe empfindet und die vor ihm geflohen. Nur ihr Armreif und das Gepäck, das sie auf dem Dampfer zurückgelassen, sind ihm geblieben. Im Laufe des Tages bringen ihm Schiffe von Eingeborenen die ersuchte Rettung. Die eigentliche Handlung führt uns nach Paris und macht uns bekannt mit Frank Gerald, einem Finanzmagnaten, der soeben in der Hauptstadt Frankreichs eingetroffen ist und hier die Leiter seiner Unternehmungen zu einer Konferenz zusammenruft. Ein Strich seiner Feder genügt, um Städte entstehen zu lassen, um Wästen zu bevölkern. Unter den Männern, die im Vorzimmer Frank Gerald's seiner Befehle harren, befindet sich auch sein bester und einziger Freund, der Schriftsteller Savière, der Gerald, dessen richtiger Name François Gérard ist, von frühesten Jugend an kennt.

Zweite Fortsetzung

Dieses Jahr», sagte Frank zu seinem Sekretär, «könnte ich einmal Ferien machen. Was denken Sie darüber, Harmand?»

«Daß Sie sich das schon seit zehn Jahren vornehmen, Herr Gerald.»

«Schon richtig, aber diesmal hätte ich Lust, mir ein Haus, ein hübsches Haus irgendwo in Frankreich zu kaufen, in dem weder Kassenschränke, noch Akten oder Schreibmaschinen zu sehen sein werden. Sie könnten auch hinkommen, Harmand.»

«Besten Dank, Herr Gerald.»

«Sie, und ein paar Freunde, soweit ich welche habe.»

«Sie haben einen Freund, Herr Gerald.»

«Ich wüßte nicht, welchen. Ach, meinen alten Kameraden Luc Savière meinen Sie! Lesen Sie etwa seine Bücher?»

«Nein, Herr Gerald.»

«Ich auch nicht. Aber ich lasse sie drucken. Um ihm eine Freundlichkeit zu erweisen, bezahle ich einen Verleger. Sie wären sicher erstaunt, wenn Sie wüßten, was dieser Spaß mich kostet. Savières letztes Werk war eine Studie über den Antinous der Villa Albani. Scheinbar haben sich Leute zur Subskription gefunden. Ein Exemplar werde ich für Sie zurückbehalten. Nein? Das interessiert Sie nicht? Na, um so schlimmer für den Knaben Antinous. Und nun lassen Sie Herrn Savière bitte eintreten. Auf morgen, Harmand. Für heute abend brauche ich Sie nicht mehr.»

Savière kam nicht allein, und die Herzlichkeit, mit der Gerald seinen Freund sonst zu empfangen pflegte, verwandelte sich sofort in eisige Höflichkeit, als er einer unerwarteten Besucherin gewahr wurde.

«Mein lieber Frank», sagte Savière, «eine der amüsantesten Frauen von Paris, die Fürstin Dobanoff, hat so viel von dir sprechen gehört, daß sie dem Wunsch nicht widerstehen konnte, dich kennenzulernen.»

«Und Sie werden mich hoffentlich entschuldigen», fuhr die junge Frau fort, «diesen Abend dazu benutzt zu haben, Ihre Tür mit Hilfe Ihres allmächtigen Freundes aufgesprengt zu haben.»

Frank Gerald verneigte sich leicht und rückte einen Sessel heran, ohne sich jedoch selbst zu setzen. Sein durchdringender, forschender Blick richtete sich auf jenes merkwürdige, in Pelze gehüllte Wesen, dessen unvermutetes Auftauchen in seinem Arbeitszimmer ihn etwas verdutzt und ihn außerdem der Entspannung beraubte und die Ruhe störte, die er gern mit seinem Freund allein hätte genießen wollen.

Die Fürstin Dobanoff gehörte zu jener seltenen Art Frauen, deren ansprechende Häßlichkeit frühere Zeiten der Fürstin Metternich und Troubetskoi nachgerühmt haben. Ihr koboldhaftes Gesicht mit seinem Gestrüpp von falschen Haaren, seinen engen Augen, seiner zu kurzen Nase, seinem zu großen Mund und seinen herausfordernden Grübchen gaben ihr das Aussehen eines überaus gewitzten Lausbuben, der die Leute zu ärgern sucht, ohne ihnen indessen ernstlich schaden zu wollen. Ihre grauen, katzenhaften Augen bekamen bisweilen einen Schimmer ins Grünliche und man sah ihnen unschwer an, daß sie jedem Wechsel der Witterung, jedem Umschwung der Gefühle oder der Mode gewachsen waren, da sie sich ihnen kurzerhand anpaßten. Sowie sie ihrem Gesicht einen Ausdruck von Strenge geben wollte, gelang es ihr stets nur, den Mund schollend zu verziehen, was zum Teil ihre große Anziehungskraft auf Männer erklärte. Ihre Stimme, die für gewöhnlich klar und melodios war, verfügte über so tiefe Töne, daß ihre Feinde, deren die Fürstin viele hatte, boshafterweise behaupteten, sie bereits aus dem Grabe reden zu hören. Der erste Eindruck, den man von ihr gewann, war ihre außergewöhnliche Kleinheit. Im übrigen erklärte man sie für «übergeschminkt», obwohl man bei ihr besser von originell hätte sprechen sollen. Sie sich niemals schlafend vorzustellen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Stets fand sie etwas zu tun, nie vermochte sie auch nur einen Augenblick ruhig zu sitzen und diese kindliche, immer tausenderlei Dingen auf einmal zugewandte Art brachte es mit sich, daß man ihr nie lange zu widerstehen vermochte. Dabei war sie freigebig aus Instinkt, ohne aber bei ihrem Geben irgendwelche Methode oder Umsicht walten zu lassen, so daß sie stets einen Bienenschwarm von Schmarotzern um sich hatte. Im Grunde bestand sie nur aus Phantasie, und überließ sie wirklich einmal der Vernunft die Entscheidung, so brachte sie dies sogleich in so schwere innere Konflikte, daß bald darauf ihre Leidenschaftlichkeit wieder durchbrach und der Eulenspiegel ihrer Seele siegreich das Feld behauptete. Das reizvolle ihres Wesens bestand darin, alle diese Widersprüche dank ihres sprühenden Geistes in einer glänzenden Unterhaltungsgabe auszusöhnen, die sie befähigte, über alles und jedes mit aphoristischer Lebendigkeit zu sprechen. «Ich habe weder vor Frauen noch vor Männern Angst», pflegte sie zu sagen, und diese unverholene Herausforderung beider Geschlechter, zumal in einer so von Ränken erfüllten Stadt wie Paris, trug ihr viel Anerkennung ein, da sie entschieden Mut erforderte. So hatte sie auch, sei es aus plötzlicher Laune heraus oder unbezwinglicher Neugierde, nicht lange gezögert, sich zu Gerald zu begeben, den sonst niemand auf diese Weise zu überfallen wagte.

Frank Gerald war wohl weit in der Welt herumgekommen, doch er war kein Mann von Welt und wenn er, wie es seine Unternehmen früher oft von ihm verlangt hatten, gezwungen war, bisweilen in der Gesellschaft zu erscheinen, um sich neue und unentbehrliche Beziehungen zu schaffen, so gab es diese Art Knechtschaft für ihn seit langem nicht mehr. Uebertriebene Höflichkeit kannte er daher nicht.

«Frau Dobanoff?» fragte er.

Die junge Frau hielt lächelnd seinem harten Blick stand.

«Ich weiß, Herr Gerald, daß jede Ihrer Minuten den Wert eines Diamanten besitzt. Es wäre auch sündhaft, wenn ich die seltenen Augenblicke, in denen Sie Ruhe nötig haben oder sich vergnügen wollen, mißbrauchte. Doch seit Ihrer Rückkehr nach Frankreich faßte ich den Plan, mich dank der Unterstützung unseres gemeinsamen Freundes mit einer Bitte an sie zu wenden. Werden Sie mich alles finden? Ich bin vielleicht nur mutig.

Sie, Herr Gerald, gehören zu den Europäern, um die selbst Amerika uns beneidet.»

«Kommen Sie bitte zur Sache», sagte Gerald mit einer Weichheit, die die ihm eigentümliche Form der Höflichkeit war, sowie er ungeduldig wurde.

«Sie sind allmächtig, Sie sind Franzose. Frankreich hat ein Recht auf Sie.»

«Ich denke, Frau Dobanoff, daß Sie Geld von mir wollen. Morgen wird Ihnen ein Scheck überwiesen werden.»

Seiner Stimme und Haltung nach hätte die Unterredung beendet sein müssen, da, wie ihm schien, soeben das letzte noch zweckdienliche Wort gefallen war: ein Scheck.

Die Frau ihm gegenüber dankte nicht. Lächelnd blieb sie in ihrem Stuhl sitzen.

«Herr Gerald, ich bin nicht gekommen, um etwas in Empfang zu nehmen, sondern um zu geben.»

Gerald blickte sie an, wie wenn er ein kleines, sehr kapriziöses Kind vor sich gehabt hätte.

«Wirklich? Und was hätten Sie uns anzubieten?»

«Einen Schatz.»

«Was heißt das?»

«Die Gelder der französischen Russenhilfe, die ich anderen Händen anvertrauen muß, da ich neue Verpflichtungen eingegangen bin, um dem russischen Elend entgegenzuarbeiten. Ich weiß, Herr Gerald, daß Sie nicht nur Wunder an Energie und Klugheit vollbringen. Man sagt, daß Sie auch ein Herz hätten.»

«Man hat Sie getäuscht, Frau Dobanoff, ich habe kein Herz.»

«Das glaubt dir ja doch niemand», warf Savière ein.

«Ich habe für Almosengeber nichts übrig.»

«Eben boten Sie mir einen Scheck an.»

«Ich hätte mir die Sache vielleicht anders überlegt und Ihnen meine Visitenkarte geschickt.»

Die junge Frau lachte laut heraus.

«Die hätte ich natürlich nicht angenommen. Nach einer solchen Geste hätte ich Sie nicht in Ruhe gelassen, wie ich auch jetzt noch nicht gehen möchte. Ich glaube übrigens sehr gut verstanden zu haben, was Sie mir haben sagen wollen. Aber Sie machen mich nicht glauben, daß Sie sich niemals mit der Armut, die unter den Menschen herrscht, beschäftigt haben.»

«Ich habe mich so intensiv mit ihr beschäftigt, daß ich die Ueberzeugung gewonnen habe, sie nur durch Unternehmen meiner Art aus der Welt schaffen zu können. Ueberall, wo ich arbeiten lasse, ist das Elend, wenn nicht unterdrückt, so doch gemildert worden. Mit Tränen, ein bißchen Rührung und Mitleid kann man ihm nicht beikommen. Gewiß, ich halte die Armut für etwas Krankhaftes, Erniedrigendes und Würdeloses. Sie wirkt wie Rost in einer Maschine, wie Stroh in einem Stahlrohr. Das einzige, das ich tun kann und will, ist, den Rost zu entfernen und den Stahl neu zu härten. Wenn Wohltätigkeit überhaupt zu einem Resultat führen soll, so wird sie in dieser und keiner anderen Weise gehandhabt werden müssen.»

«Trotzdem werden Sie zugeben, daß Tausende von Kindern und Frauen schutzlos dem Elend preisgegeben sind, weil der Mann keine Arbeit findet oder gar stirbt, weil sie von Krankheiten und Unglücksfällen aller Art heimgesucht werden. Wenn Sie gar an die Unzahl geächteter Russen denken, die keinen Anspruch auf staatliche Unterstützung haben...»

«Nehmen Sie das für Ihre Flüchtlinge», sagte Gerald kurz und reichte ihr ein Bündel Banknoten, das er dem Schreibtisch entnommen hatte.

«Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Gerald.» Sie erhob sich. «Eigentlich habe ich Sie nicht darum bitten wollen, aber nun kann ich Ihr großzügiges Geschenk



Kinder aus der Hosiannagruppe.



Jesus wird vom Hohenpriester verhört.

LUZERNER PASSIONSSPIELE

In der Zeit vom 17. Februar bis 8. April 1934 wird im neuen Luzerner Kongreßgebäude die Passion Christi aufgeführt. Sämtliche Rollen werden von Laien gespielt. Eine bühnentechnische Neuerung stellen die Szenenhintergründe dar. Stimmungen und Landschaften werden durch Projektionen auf der Leinwand festgehalten, so daß gemalte Hintergründe vollständig wegfallen. Aufnahmen Frey/Schärer

wohl nicht zurückweisen. Sie sind ein Mann ungewöhnlichen Formats, Herr Gerald, wie Ihre Bewunderer in London zu sagen pflegen. Uns trennen gewiß viele Dinge, aber ich wäre trotzdem untröstlich gewesen, wenn ich Sie nicht kennengelernt hätte.»

Noch immer ging sie nicht auf die Tür zu. Mit einer sehr pfiffig anmutenden Unschuldsmiene sah sie auf die beiden Männer, die unwillkürlich lachen mußten und sich heimlich einen Blick zuwarfen.

«Ich möchte gern noch eine Bitte an Sie richten, Herr Gerald. Sicher werden Sie mir mit Nein antworten, da Sie ja — bei diesen Worten zeigte sie die Geldscheine — weder gut noch mildtätig sind und auch keinem Menschen einen Gefallen erweisen wollen. Kurz und gut, am Dienstag-nächster Woche kommt der Generalstab meines Hilfswerkes zu einem seriösen, sehr seriösen Abend im Andelys zusammen. Es wäre mir sehr angenehm, wenn ich auch Sie begrüßen könnte. Wir haben uns fürs Andelys entschlossen, weil das im Mai so hübsch ist. Leider ist das das einzige Mittel, um jemanden zu sich zu locken. So schnell kommt man in Paris aus der Mode! Sicher werden Sie denken, wenn nicht mir es sagen, daß es Ihnen vollständig gleichgültig ist, meine Freunde kennenzulernen. Immerhin würde ich Ihnen eine Frau, eine bildschöne Frau, vorstellen können, um deren Bekanntschaft sich gegenwärtig alle Welt reißt: eine gewisse Frau Sullivan oder Irene Jean, wie wir sie gewöhnlich nennen.»

«Frau Sullivan?»

Frank Gerald hatte den Namen mit Heftigkeit zwischen den Zähnen hervorgestoßen. Fast hatte es den Anschein, als sei er bleich geworden, so daß sein Freund ihn überrascht anblickte.

«Kennen Sie sie denn?»

«Nein, Frau Dobanoff, ich kenne Frau Sullivan nicht.»

«Dann müssen Sie sie unbedingt kennenlernen.»

«In acht Tagen bin ich leider verhindert, da ich gezwungen bin, nach London zu reisen.»

«Sie schlagen mir die Bitte ab? Dachte ich mir es doch.»

Frank Gerald verneigte sich sehr kühl.

«Immerhin, auf Wiedersehen, Herr Gerald. Ich bin sicher, daß wir uns noch einmal sehen werden. Herr Savière, begleiten Sie mich bitte nicht. Ich möchte Sie unter keinen Umständen Ihrem Freund entreißen, der für Sie hoffentlich nicht das ist, was er für alle anderen ist, nämlich ein Rätsel.»

«Kennst du die Frau?»

«Die Fürstin Dobanoff?»

«Als ob es sich um die handelte! Ich rede natürlich von jener Amerikanerin, Frau Sullivan, oder Irene Jean, wie ihr sie nennt. Irene Jean, wie vertraut das klingt.»

«Findest du?»

«Und diese sogenannte Amerikanerin entpuppt sich wieder einmal als Französin.»

«Das brauchte doch gerade dich nicht besonders zu erstaunen.»

«Gut gesagt, mein lieber Luc. Trotzdem, erzähl mir etwas von ihr!»

«Eine sehr hübsche Frau, die außerdem sehr viel Geld haben muß, sich mehr oder weniger in Amerika verheiratet hat und wie üblich der Liebe nicht abgeneigt ist. Sie hat skandalöse Abenteuer hinter sich.»

«Was für Abenteuer?»

«Interessiert dich das?»

«Na, zum Teufel, wenn ich drei Stunden lang von nichts als Zahlen und Geschäften gequatscht habe, höre ich gern etwas anderes, etwas über Frauen zum Beispiel. Leg also los, erzähle die Abenteuer der Madame, oder...»

Gerald hatte seine Hand, die ein wenig zitterte, vertraulich auf die Schulter seines Freundes gelegt.

«Oder möchtest du lieber, daß ich sie dir an den Fingern herzhähle, die Abenteuer eurer Amerikanerin?»

Savière sah ihn überrascht, fast verdutzt an. Gerald brach in schallendes Gelächter aus.

«Na, Luc, schließlich komme ich eben von Amerika zurück. Sullivan, Thomas Sullivan, ist da drüben so bekannt wie Ford oder Morgan, und da ich oft auf dem Broadway oder in der Wallstreet bin, ist es wohl kein Wunder, wenn ich über den guten Thomas ziemlich gut Bescheid weiß. Oder nicht? Er war der Zement- und Ziegelsteinkönig, und wenn er gewollt hätte, hätte er wahrscheinlich auch ein paar Wolkenkratzer im no man's land bauen lassen. Leider hatte er einen großen Fehler. Er leistete sich nämlich dann und wann Ferien und zwar auf seiner Jacht. Bei einer Fahrt im Meer in der Nähe von Tahiti begegnete er eines schönen Tages... dieser Frau.»

«Auf dem Meer?»

Gerald sah seinen Freund mit leichter Ironie an und fuhr dann, ohne auf die Frage einzugehen, fort:

«Natürlich war Sullivan schon vorher einer Menge Frauen begegnet, aus allen Paradiesen der Welt sozusagen, aber es waren schein's nicht die richtigen Engel, denn er trennte sich immer sehr bald wieder von ihnen. Mit dieser Frau erging es ihm anders. Man sagt ja, daß Menschen, die in der Jugend nicht richtig lieben, die Liebe dann im Alter besonders tragisch nehmen. Jedenfalls ging die Geschichte dumm aus. Sullivan brannte wie trockener Zunder, und so eine Flamme brennt lichterloh, weißt du. Als die Frau, die er übrigens geheiratet hatte, ihn dann unter dem Vorwand einer Reise verließ, und trotz aller seiner Bemühungen nicht wieder zu ihm zurückkehrte, erlosch sein Leben allmählich wie ein Feuer, das in der Asche verglimmt. Eines Morgens fand



Die Inseln von Brissago im Frühling

Aufnahme Ammann

ABSCHIED VOM SÜDEN

Carl Friedrich Wiegand

Frühling aus dem holden Süden,
Lockst du mich zurück zum Meer?
Ach, der Duft der Veilchenblüten
Macht das Herz dem Wanderer schwer.

Schwer geh' ich die steilen Pfade,
Und ich schau im Abendstrahl
Noch einmal auf dein Geäst —
Bergwärts liegt die Alpe fahl.

Meiner Sehnsucht muß ich wehren,
Meinem Wunsche starb das Wort,
Und mein Weg heißt nun Entbehren,
Und mein Ziel: der kalte Nord!

Und die Sonne hinterm Berge
Sinkt aus rot erwärmtem All
In das Eis der Alpensänge,
Ein erloschener Feuerball

man Sullivan tot in seinem Büro vor ihrem Bild. War sie vor ihm geflohen? Und warum? Das weiß der Teufel. Auf jeden Fall aber hatte er nicht daran gedacht, sein Testament zu ändern, so daß sein ganzes Königreich von Ziegelsteinen und Zement Irene zufiel.»

Gerald zog kräftig an seiner Zigarre.
«Nach seinem Tod tauchte sie wieder auf. Sie soll sogar zu seinem Begräbnis gekommen sein und hatte Trauer angelegt. Das gehörte sich ja auch so. Natürlich machte die ganze Affäre viel Sensation, und die Zeitungen waren voll von ihren Bildern. Ein paar Photos sah ich in der New York Times. Mich hat bisher noch nie eine Frau aus der Fassung gebracht, aber wenn ich an das beunruhigende Lächeln dieses Gesichts denke, verstehe ich den armen Sullivan sehr gut. Später ging sie dann wieder auf Reisen. Im Herbst 1925 ließ sie sich auf ihrer Jacht an der Küste von Kolumbien entlang fahren, legte in Cartagena an und reiste ins Innere nach Bogota, wo es übrigens herrliche Kirchen gibt. Dort machte sie die Bekanntschaft der beiden Brüder Sacramento, wenn auch nicht gerade während der Messe.»

Gerald warf seine Zigarre weg und zündete sich eine Zigarette an.

«Vor ein paar Jahren lernte ich bei einer Ueberfahrt einen Kerl kennen. War nebenbei sehr ähnlich wie du,

beschäftigte sich nur mit Büchern und solchem Zeug. Der sagte mir zwischen zwei Cocktails, daß manche Frauen die Eigenschaft hätten, das Leben derjenigen, die sie liebten, unfehlbar zu zerstören. Natürlich nicht aus Bosheit, du verstehst schon, sondern weil das Verhängnis ihrer Liebe wie ein böser Schatten nachschleicht. Der Tod von Sullivan erfolgte, wenn man will, auf natürliche Weise, aber die beiden jungen Sacramento, Lopez und Rodriguez, die sich aus Eifersucht und Haß in einem furchtbaren Duell gegenseitig mit Browningpistolen niederknallten, wären sicher noch am Leben, wenn sie dieser Frau nie begegnet wären. Sie soll gleichzeitig die Geliebte der beiden gewesen sein, und in punkto Liebe versteht der Spanier bekanntlich keinen Spaß. Nach der ganzen Tragödie tauchte sie in Franzisko, in Boston und New York auf. Lange blieb sie nirgends. Die Geschichte mit den Sacramento kennst du nun. Besser hätte ich dir gleich noch sagen sollen, daß es drei gab. Der dritte nämlich, der jüngste, Don Luis, hat sich geschworen, die zwei Toten grausam an ihr zu rächen. Amerika wurde also ein wenig gefährlich für sie. Damals bot Sir John Hervey, der Sohn von Lord Richard Murrey — gehören nebenbei zu den Murreys, die sich mit ihren Bergwerken ein unermeßliches Vermögen errafften — bot ihr also an, sie nach Europa zu bringen und einen Stern am Him-

mel der englischen Gesellschaft aus ihr zu machen. Irene spielte mit dem armen Teufel, wie sie mit Sullivan und den Sacramento gespielt hatte. Sie sagte weder ja noch nein, sondern ließ den Engländer mit Versprechungen abreisen, ohne weiter an ihn zu denken. Ihr faszinierendes Dasein führte sie weiter, ohne sich um die Drohungen jenes Spaniers zu kümmern. Was den armen Hervey anbelangt, der sich schon so glücklich wähnte»

«Ich war in London bei ihm», unterbrach Savière seinen Freund. «Er hat eine herrliche Bibliothek.»

«... Die er wahrscheinlich verschenkt hätte, wenn er die Frau hätte kriegen können. Schließlich telegraphierte er ihr, sie solle kommen, oder er nähme sich das Leben. Unglücklicherweise brachen damals in Lancashire die großen Streiks aus. An manchen Tagen gab es erbitterte Kämpfe zwischen drei Dörfern von Bergarbeitern und den gegen sie aufgebottenen Truppen. Du weißt, daß die Murrey dort ihre Gruben haben, die man alle unter Wasser setzte. Eine verflixte Geschichte, weil ein überschwemmtes Bergwerk natürlich keinen Wert mehr hat. Es erfolgte dann der Zusammenbruch der Murrey. Hervey konnte in diesem Moment das Schlachtfeld natürlich nicht räumen, um einer Frau jenseits des Ozeans nachzujagen. Aber was meinst du?»

«Ich habe nichts gesagt.»

(Fortsetzung folgt)